

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 4 (1882)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauen-Zeitung.

Vierter Jahrgang.

Abonnement:

Bei Franko-Zustellung per Post:
Jährlich Fr. 5. 70
Halbjährlich " 3. —
Ausland: mit Postzuschlag.

Korrespondenzen

und Beiträge in den Text sind
gefälligst an die Redaktion der
„Schweizer Frauen-Zeitung“ in
St. Gallen zu adressiren.

Redaktion & Verlag

von Frau Elise Honegger z. Fellenberg.



Notto: Immer strebe zum Ganzen; — und kanst Du selber kein Ganzes werden,
Als dienendes Glied schlies' an ein Ganzes Dich an.

St. Gallen.

Insertionspreis:

20 Centimes per einfache Petitzeile.
Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Insertate oder Annoncen

beliebe man (franko) an die Expedition
der „Schweizer Frauen-Zeitung“ in
St. Gallen einzusenden.

Ausgabe:

Die „Schweizer Frauen-Zeitung“
erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Postämter und Buchhandlungen
nehmen Bestellungen entgegen.

Samstag, den 7. Januar.

Neueintretende Abonnenten

erhalten diese Nummer nachgeliefert. Für
Bestellung wende man sich an das nächste
Postbureau, an eine Buchhandlung oder per
Korrespondenzkarte direkt an die Expedition
in St. Gallen.

Aufruf

zur

Gründung eines Schweiz. Kindergarten-Vereins.

Bei Anlaß des ersten schweizerischen Kinder-
garten-Tages, welcher am 1. und 2. August l. J.
in St. Gallen stattgefunden hat, wurde von den
zahlreich versammelten Freunden der Kindergarten-
sache die Gründung eines allgemeinen schweizerischen
Kindergarten-Vereins einstimmig beschloffen und die
Unterszeichneten beauftragt, hiefür die einleitenden
Vorarbeiten zu übernehmen.

Es bedarf wohl kaum einer eingehenderen Aus-
einandersetzung, wie dringend notwendig es ist,
daß die an verschiedenen Orten unseres Vaterlandes
entstandenen Kindergarten-Vereine sich enger an-
einander schließen. Neben begeisterten Anhängern
der Ideen und pädagogischen Grundsätze Fröbel's
finden wir ebenso eifrige Gegner und immer noch
bei unserem Volke und seinen Berathern überwiegend
eine große Gleichgültigkeit gegenüber unseren Bestre-
bungen für eine rationellere Klein-Kindererziehung.

Nur ein festes Zusammenhalten aller wahren
Freunde der Kindergarten-sache in unserem schwei-
zerischen Vaterlande wird allmählig den Widerstand
zu überwinden vermögen, den Unkenntniß und das
hängen am Hergebrachten derselben bereiten.

Nicht weniger werden auch die bereits bestehen-
den lokalen Kindergarten-Vereine an einem solchen
vaterländischen Verbände ihren Halt, Ermunterung
und innere Kräftigung gewinnen.

Durch den gegenseitigen Austausch der Gedanken,
der in's Auge gefaßten Ziele und gemachten Er-
fahrungen und Beobachtungen muß in unsere Be-
strebungen selbst immer mehr Klarheit kommen und
werden dieselben auch jenen schweizerisch-volksühn-
lichen Charakter erlangen, der ihnen allein zum Durch-
bruche in unserem Volksleben zu verhelfen vermag.

Insbesondere aber ruft das Bedürfnis tüchtiger
und möglichst gleichmäßiger Aus- und Fortbildung
unserer Kindergärtnerinnen einem gemeinsamen Vor-
gehen. Die in neuerer Zeit oft vorgekommene An-
stellung von halb oder ganz oberflächlich mit den
Ideen Fröbel's bekant gewordenen Persönlichkeiten an
sog. Kleinkinderschulen unter dem Titel von Kinder-
gärtnerinnen ist für jeden Einsichtigen die gefähr-
liche Klippe, an der das rationelle Kindergartenwesen
in der Schweiz zu scheitern droht. Auch gegen dieses
Uebel hilft nur vereinte Kraft.

Wir geben uns daher der angenehmen Hoffnung
hin, der Beschluß unseres ersten schweizerischen Kinder-
garten-Tages zu St. Gallen werde bei allen Kinder-
gartenfreunden in unserem Vaterlande freudige Zu-
stimmung finden.

Das unterzeichnete Komite hat in Ausführung
desselben die provisorischen Statuten eines schweize-
rischen Kindergarten-Vereins entworfen, welche seiner
Zeit der ersten Delegirtenversammlung zur definiti-
ven Genehmigung unterbreitet werden sollen.

Wir laden nun auf Grund derselben vor Allem
die bereits bestehenden lokalen Kinder-
garten-Vereine zum Beitritte ein. Nicht
weniger richten wir aber unsere Einladung zum An-
schlusse an unseren Verband auch an die zahl-
reichen Freunde einer rationalen Klein-
kinder-Erziehung in jenen Ortschaften
und Landesgegenenden, in denen noch kein
Lokalverein besteht.

Nur eine möglichst allgemeine Bethelilgung
wird es möglich machen, eine wirksame Propaganda
für die Einführung von Kindergärten in unserem
Vaterlande zu betreiben, und nur diese wird auch
den bereits bestehenden Lokalvereinen einen festen
Rückhalt bieten.

Wir ersuchen um die schriftliche Beitrittsklärung
zu Händen des Präsidenten unseres Komite's, Herrn
Pfarrer Mayer in St. Gallen, bis spätestens
30. März 1882.

Bei diesem Anlasse erlauben wir uns, die schwei-
zerischen Kindergarten-Vereine und Freunde der Be-
strebungen Friedrich Fröbel's darauf aufmerk-
sam zu machen, daß auf kommenden 21. April
1882 der hundertjährige Geburtstag dieses
größten Schülers unseres unsterblichen Pestalozzi fällt.

Bereits ist aus Deutschland der Aufruf an uns
ergangen, diesen Gedenktag des in seiner weittragenden

Bedeutung noch lange nicht genugsam gewürdigten
Mannes festlich zu begehen.

Es wird die Aufgabe einer nächsten Sitzung des
Zentralkomitees sein, zu berathen, in welcher Weise
auch in unserer Schweiz dieser Tag von den Fröbel-
freunden am Angemessensten begangen werden mag,
und ob und in welcher Art, wäre es auch nur durch
Herausgabe einer Festschrift, eine zentrale Feier statt-
finden könne. Jedenfalls aber wird es im Wunsche
und Interesse aller unserer Kindergarten-Verbände
liegen, diesen Tag durch eine angemessene lokale
Feier je nach den örtlichen Verhältnissen zu weihen
und auch dadurch nicht nur das Andenken des Alt-
meisters der Kindergarten-sache zu ehren, sondern auch
für diese selbst neue Freunde zu gewinnen. Wir
glauben aber, es liege nicht in unserer Aufgabe,
über die Art und Weise einer solchen Lokalfeier wei-
tere Rätze zu ertheilen, genug, daß wir unsere
Kindergarten-Verbände vorläufig darauf aufmerksam
gemacht haben.

Zimmerhin wird es von Interesse sein, wenn
auch in dieser Sache von recht vielen Seiten dem
Komite zustimmende Erklärungen zugehen werden.

So schließen wir denn mit der angenehmen Er-
wartung, unsere Kindergartenfreunde allerwärts in
unserem Vaterlande recht bald als Mitglieder eines
Alle umfassenden schweizerischen Kindergarten-Ver-
bandes begrüßen zu können!

Im November 1881.

Ffr. Mayer, Schulrathspräf., St. Gallen.

Schuldirektor Kättel in Luzern.

Ffr. Bion, Schulrath, in Zürich.

Oberstheifer Wirth in Basel.

Ffr. Steiger in Genf.

(Die provisorischen Statuten des neugegründeten Vereines
werden in nächster Nummer veröffentlicht werden.)

Am heimischen Herde.

Die Pflichten der Hausfrau gegen ihren Gatten
und diejenigen gegen ihre Dienstleute — diese zwei
gleichzeitig tadellos auszuüben, mag einem für's
Gute und Schöne begeisterten Frauengemüthe als
äußerst leicht erscheinen, und dennoch gibt es Fälle,
wo dies zur absoluten Unmöglichkeit wird.

Nehmen wir an, wir führen einen bürgerlichen
Haushalt und mühen uns rechtchaffen ab, denselben



auf's Beste zu besorgen; wir halten uns ein Dienstmädchen, das mit unserer unermüdbaren Aufsicht und Nachhilfe uns einen Teil der häuslichen Arbeiten abnimmt. Unser Gatte ist den Tag über durch Amts- oder Berufsgeschäfte so vollständig in Anspruch genommen, daß wir ihn den ganzen Tag nur dann sehen, wenn er schnell sein Mittagsmahl einzunehmen kommt. Doppelt freuen wir uns dann auf den Abend, wo er, von seiner Berufsarbeit entbunden, ausschließlich seiner Familie angehört. Erst nehmen ihn die Kinder in Beschlag, bis sie zu Bette gebracht sind, und daß sind wir recht froh; gibt es doch noch so manches zu ordnen, bis die Kleinen alle besorgt und dem Schlafgott in die weichen Arme gelegt sind.

Nun aber ist unsere Arbeit gethan und mit herzlichem Vergnügen sehen wir uns zu unserm Gatten, um durch liebevolles Eingehen auf seine Gedanken ihm zu beweisen, wie sehr wir es zu schätzen wissen, daß er seine Mußstunden am häuslichen Herde, im Kreise der Seinen verbringt und nicht im lockenden Wirtshause.

Und, wenn wir des Wirtshauses gedenken, so fällt uns ein, daß der liebe Mann dort nicht beim leeren Tische sitzen bleiben darf, sondern daß ihm Etwas vorgelegt wird, das ihm schmeckt und daß er dabei gemüthlich sein Schöppchen trinkt. Das soll er auch zu Hause haben — nach dem Wirtshause darf er sich nicht sehnen!

Wir haben mit den Kindern unser einfaches Abendessen bereits eingenommen, und so braucht es nur kurze Zeit, um dem lieben Gatten ein kleines Leibgericht zu bereiten. Und mit welch' herzlichem Vergnügen thun wir dies selbst in der Küche, währenddem er seine Abendzeitung liest und das Dienstmädchen strickend in der Stube sitzt. Noch bevor er seine Zeitung fertig gelesen, dampft die kleine Schüssel auf dem Tische und das vollgeschenkte Glas ladet ihn zum Genuße ein.

Nun ist aber unser liebes Männchen eigenthümlicher Art, er mag nichts essen, wenn wir bloß zusehen, und eher läßt er eine Speise unberührt, als daß er sie ohne unser gesellschaftliches Mitverhalten genießt. Ihm zuliebe bewaffnen wir uns mit Vestek und geben uns den Anschein, als ob wir herzlich mitäßen. So schmeckt es ihm und so ist er befriedigt und wir wären es auch von ganzem Herzen, wenn nicht der Anblick unseres Dienstmädchens, welches mit neidischen Blicken nach der sich lebenden kleinen Schüssel sieht, uns den Humor verderbt.

Was braucht sie denn so neidisch zu sehen und sich so hungrig zu geben? Vor kaum einer Stunde hatten wir uns ja an köstlicher Milch und Brod so prächtig gesättigt und ich aß ja nur zum Scheine mit, um den Gatten bei guter Laune zu erhalten.

Und nun, beim Glase Wein, entlastet den Sorgen und Mühen des Berufes, wird der liebe Gatte gar gesprächig; in bunter Folge ergeht sich unsere Unterhaltung in Angelegenheiten des Geschäftes, des Berufes, des Amtes und in Besprechungen und Mittheilungen über gesellschaftliche und öffentliche Verhältnisse.

Unser Dienstmädchen bleibt Augen- und Ohrenzeuge unserer Unterhaltung; ich wünschte dasjenige meiner Pflicht gemäß als zum Hause gehörig zu betrachten; es sollte nach gethener Arbeit an unserm Familienleben theilnehmen; sollte als Kind vom Hause behandelt sein. Es war erst seit einigen Tagen bei uns in Dienst und es war das erste Dienstmädchen, das wir hielten. Wir hatten bis dahin so still verborgen und glücklich für uns selbst gelebt; unser inneres häusliches Leben war selbst unser nächsten Nachbarn fremd geblieben — wir trugen es eben nicht selbst zu Markte. Unbegreiflicherweise wurden wir plötzlich der Gegenstand des widerwärtigsten Geschwäzes der Nachbarn und am Wirtstische wie im Krampfen und im Fabriksaale fand sich das Echo unserer vertraulichen und intimen Gespräche; sogar das wohlverdiente, einfache Lieblingsgericht — sie und da dem Gatten vorgelegt — wurde tagirt und bekritelt, so daß Einem der Verdruß und Aerger darüber oft bis an die Kehle stieg. Endlich machte der Zufall auch diesen Gatten mit den umlaufenden Gerüchten über das häusliche

Stilleben bekannt und da diese auch unser Dienstmädchen hungern und uns selber schmelzen und prassen ließen, so war es nicht eben schwer, den Lauf dieses flüssigen Geschwäzes bis zu dessen naher Quelle zu verfolgen. Daß unser schwachartiges Dienstmädchen entlassen wurde, versteht sich von selbst und ich bekam gemessene Ordre, seine Nachfolgerin Abends in der Küche zu beschäftigen, oder auf des lieben Gatten Gegenwart daheim zu verzichten. Da kamen wir denn in den unangenehmen Fall, die Pflichten der Hausfrau gegen ihren Gatten und diejenigen gegen ihre Dienstboten auf die Waagschale zu legen, und daß die Gattenpflichten schwerer in's Gewicht fielen — wer will es uns verargen?

Wir haben nun den Vorwurf auf uns geladen, unsere Dienstleute als Fremde zu behandeln, und wir werden desjelben uns so lange schuldig machen, als unsere Dienstmädchen schwachhaft und unzuverlässig sind.

Die Reformen in den häuslichen Arbeiten.

„Vorwärts!“ heißt die Losung der Neuzeit; vorwärts auf allen Gebieten, und Niemand ist, der sich diesem gebietrigen Rufe nicht unterwerfen müßte. „Und folgst Du nicht willig, wo brauch' ich Gewalt“ — so heißt es auch hier.

Vorwärts! Um nur als Frauen in aller Bescheidenheit von unserer stillen Häuslichkeit zu sprechen, was wissen nicht auch wir Alles von diesem eindringlichen Nachtworte zu erzählen. Zu Großmutterzeiten eine Hausfrau zu sein und heute — welch' ein gewaltiger Unterschied! Großmutter mußte das Baden verstehen, das Spinnen und Weben, sie mußte sich Seife sieden und Nester ziehen; mit gewaltigen Wintervorräthen mußte sie Speicher und Keller im Herbst versehen; mußte im Sommer von allen Gewächsen sich Samen verschaffen und mit fabelhaften Haufen von schmuziger Jahreswäsche den Kampf aufnehmen.

Was würde wohl Großmutter jagen, wenn sie als Gast in ihrer Enkelin modernen Haushalt käme, vielleicht am Tage der Hauswäsche, und sie träte ihre Enkelin in hübschem, kleidbarem Anzuge ruhig am Schreibtische sitzend und ihr Haushaltungsbuch führend? Würde sie nicht entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und ausrufen: „Aber um des Himmels willen, mein liebes Kind, nimmst Du es nicht ernster mit Deinen Pflichten als Hausfrau; Du hältst Die ja Deinen Verhältnissen gemäß nur ein einziges junges Mädchen zur Hülf in der Haushalte und Du siehst an einem Waschtage ruhig und gepußt am Schreibtische — wie soll das nur mit Deiner Haushaltung werden, wie werdet Ihr bestehen und wird Dein Mann ein solch' leichtsinniges Frauen — so hübsch es ist — auch noch lieb haben können?“

Eghelmisch lächelnd wird unsere junge Hausfrau ihre bekümmerte Ahne in die Küche führen, wo das junge Dienstmädchen mit vergnügtem Gesichte die Wäsche mit Dampfopf und Waschbrett behandelt. Weit aufreizen wird Großmutter ihre lieben Augen, wenn sie diese ungewohnte Einrichtung sieht. — Und erst die Windmaschine, was für ein seltsames Ding das ist! Freilich, Großmütterchen ist klug und sieht gar schnell den Nutzen dieser Neuerungen ein. Was doch die neue Zeit nicht Alles erfunden hat, sagt sie ausathmend und den eigenthümlichen Geruch in die Nase ziehend, welcher beinahe erstickend der dampfenden Waschbütte entsteigt. „Sonderbar“, sagt sie, „zu meinen Zeiten roch es am Waschtage im ganzen Hause oft recht fatal; der Dutt der an der kochenden Aschenlauge stehenden Wäsche verdarb meinem gestrengen, vielgeliebten Eheherrn regelmäßig die Laune und den Appetit und bei Dir möchte man die Waschküche extra aufsuchen, um von dem prächtigen Geruche möglichst viel abzukommen.“

„Ich wäsch' eben nicht mehr mit Aschenlauge, die englische Sparseife ersetzt mir vollständig die Lauge und früher nöthigen verschiedenen Seifenarten; sieh', das geht so leicht und bequem, daß man es kaum glauben kann, wenn man es nicht

selbst versucht, und noch einmal so billig wäsch' ich, da ich ganz genau weiß, wie ich nach der Zahl der Wäschestücke den Verbrauch der Seife berechnen muß.“ „Nun ja“, meint die Großmutter, deren Blicke die Küche musterten, „ich sehe wohl, daß die Wäsche Deiner nicht bedarf, aber der Zubereitung des Mittagstisches solltest Du Dich an solchen Tagen doch unbedingt widmen, soll denn Dein Mann der Wäsche halber mit kaltem Tischo oder mit schnellgekochtem Kaffee vorlieb nehmen?“

Wieder spielt das schelmische Lächeln um den hübschen Mund der jungen Hausfrau. „Gewiß nicht, Großmütterchen, dazu ist mir mein herziges Männchen viel zu lieb, warte nur, bis es Essenszeit ist, dann holen wir zusammen aus unserer Garfüche das prächtigste Mittagessen.“ Die gute Großmutter ist aber nichts weniger als erfreut über diese futuristischen Aussichten und ihre Augen schauen recht sorgenvoll und bekümmert auf ihre Enkelin, die am Waschtage am Schreibtische sitzt und — kaum ist es auszusprechen — das Essen aus einer Garfüche holen läßt. Wie doch die Welt so schlimm geworden ist, denkt sie, wie gut ist's, daß ich nicht mehr dabei sein muß! Mit halbem Ohre nur hört sie auf die liebevolle Unterhaltung der jungen Frau und ist gar nicht ungehalten, daß diese endlich in die Küche geht, um Anstalten zum „Tischdecken“ zu treffen. Es ist wahr, zierlich versteht die Enkelin den Geistlich zu ordnen, da fehlt auch nicht das Kleinste, und in der Art und Weise, wie sie den Platz des Hausherrn besorgt, würde man glauben, auf die einsichtigste, besorgteste und thätigste Hausmutter schließen zu dürfen — so denkt Großmutter. Aber, aber — die Garfüche, wo würde sich je eine tüchtige Hausmutter einer solchen bedienen! Aus ihrer nachdenkenden Stimmung weckt sie ihre eben eintretende Enkelin: „So, liebe Großmama, jetzt wollen wir meinen lieben Mann zum Essen abholen und auf dem gleichen Gange in der Garfüche unser Essen in Empfang nehmen.“

Nur ungern folgt Großmutter; nun soll sie gar noch selbst dabei sein, wenn ihre Enkelin sich ihrer Hausfrauenwürde entäußert, indem sie das fertige Essen aus fremder Hand in Empfang nimmt, welches sie mit aller Sorgfalt und Liebe ihrem Eheherrn stets selbst bereitet hat. Wie schnell aber ist Großmutter beruhigt und wieder zufriedener, als sie im entgegengesetzten Ende der Wohnung vor des Hausherrn Studienzimmer stehen bleibend, die junge Frau einen Ofen öffnen und demselben ein Kochgeschirr entnehmen sieht, wie sie zu ihren Zeiten keines gesehen: in schügendem Blechmantel geborgen, ein prächtig gearbeitetes kupfernes tiefes Gefäß, welches unter luftdichtem Verschlusse wohl etwas köstliches bergen mochte. Und wirklich, in die Küche getragen und aufgedeckt, zeigte sich ein in seinem eigenen Saft gebetteter, duftender Braten, der unwiderstehlich zum Essen aufforderte. Dem Küchenofen wird ein gleiches Gefäß entnommen, welches eine treffliche Mehlspeise mit gedünstetem Obste enthält. „Ach, das ist also Deine Garfüche, mein liebes Kind“, sagt freudig bewegt die Großmutter; „da muß ich Dich recht im Verzeihung bitten, daß ich Dich des Leichtsinns und der Trägheit beschuldigt und Dich für unfähig gehalten habe, eine rechte Hausfrau zu sein.“ Recht vergnüglich lacht nun die junge Frau. „Probire nun erst das Essen, liebes Großmütterchen, bevor Du mich allzusehr rühmst. Beim Essen aber wird Großmütterchen mit Rühmen erst nicht fertig; das Fleisch, von so festem und einladendem Aussehen, ist so mürb und weich, daß selbst die zahnlöse Urahne sich mit Lust daran erlaben kann, und das Obst und die Mehlspeise übertrifft an Wohlgeschmack und Güte Alles, was sie in ihrem ganzen langen Leben schon gegessen hat.

„Aber sag' mir nur, liebe Enkelin“, wiederholt sie immer, „wie Du dieses köstliche Essen nur fertig bringen konntest, Du hast doch nie darnach gesehen, noch Dich darum bekümmert?“ Die junge Frau meint, sie solle doch jetzt gemüthlich fertig essen und dann müsse zum Nachtsich eine genaue Beschreibung ihrer „Garfüche“ nicht fehlen.

Da noch manche unserer lieben Leserinnen an dieser Belehrung einiges Interesse haben könnten,

so soll diese nicht nur in privater Weise die Neugierde der Lesenden befriedigen, sondern die „Schweizer Frauen-Zeitung“ will sie in nächster Nummer Denjenigen bringen, welche sich dafür interessieren.

Die wirthschaftlichen Zustände der französischen Waldenser-Thäler.

(Von Direktor H. Schaymann.)

Das Schriftchen, welches obigen Titel führt und beim Verfasser (Maison Villard in Laujanne) zu beziehen ist, kostet 1 Fr., und ist der Kleinvertrieb für die armen Waldenser bestimmt. Beim Durchlesen dieser Schrift kamen uns recht lebhaft die Worte Christi in den Sinn: „Arme habet Ihr allezeit bei Euch!“ Ja wohl, Arme haben wir allezeit bei uns! Und um so mehr wir geben und um so mehr wir helfen, um so viel mehr vernehmen wir von Armuth und Noth. Und doch, nicht leicht etwas lehrt es uns leichter, als dieses Schriftchen des allseitig geschätzten Herrn Verfassers, daß wir im schönen Heimathlande wohl die Sorge kennen und die augenblickliche Noth, nicht aber das eigentliche Elend und den chronischen Hunger, der Generationen mordet. Hilfs-Gesellschaften, gemeinnützige Verbindungen, Pfarrämter und freie Liebesthätigkeit lassen bei uns Niemanden verhungern; sofern der Arme sich meldet, wird ihm auch Hülfe. Denjenigen, die nicht reich sind und sich deshalb arm dünken, und den Reichen, die ihrem Herzen folgen und ohne Wahl geben können, diesen Beiden vorab möchten wir dieses Schriftchen zu lesen geben. Den Erstern, daß sie lernen, sich unendlich reich zu dünken im Hinblick auf diese wirklich Armen, und den Letzteren, damit sie dem Verfasser danken, daß er ihnen neue Tugenden gezeiget, darin sie die Wasser ihres Wohlthuns können fließen lassen.

* * *

(Ein kleiner Auszug.)

Das Pfarrhaus und die Bauernhäuser. Bei Nacht angelangt, konnte ich an selbigem Abend nur noch Einsicht nehmen von dem Innern des gastlichen Hauses: die Frau Pfarrerin hatte Alles aufgewendet, um uns ihre Freude über einen seltenen Besuch zu erkennen zu geben, und war natürlich auch höchst erfreut über den Beistand, den ihr mein Begleiter mit Geselligkeit, Worten und andern erwünschten Dingen leistete. Die arme Frau sah sehr erschöpft aus; sie hatte ein ganz kleines Kind zu pflegen und schien überhaupt nicht starker Natur zu sein. Wenn die Aufgabe des Mannes in solcher Stellung groß, so ist diejenige der Frau noch größer, denn sie kommt nie aus den Sorgen des Lebens heraus, ist an's Haus gebunden; ihr liegt die beständige Pflege der Kinder Tag und Nacht ob, der Mann kommt hinaus in's Leben, findet Bekannte, Freunde; die körperliche Anstrengung des Wanderns entlastet den Geist. Unsere rauhere Natur, unser Kapital an leiblicher Kraft, das die Frau nicht besitzt, der uns Männern mangelnde Sinn für die tausend notwendigen Kleinigkeiten des Lebens, die sie im Stillen bekümmern, verhillen uns sehr oft den wahren Werth der Leistungen der Lebensgefährtin!

Das Pfarrhaus befindet sich an der günstigsten Stelle des Dorfes und hat eine ganz freie Aussicht: aus Stein gebaut und im Innern verhältnißmäßig bequem eingetheilt, bietet es der Pfarrfamilie einen angenehmen Aufenthalt. Vor demselben ist eine schattige Rebblau und ein Garten, wo das notwendige Gemüse für's Haus gepflanzt werden kann. Unter dem gleichen Dache ist die Kapelle oder der Versammlungsaal für die protestantische Bevölkerung der nächst gelegenen Dörfer — einfach aber zweckmäßig.

Hinter und über diesem stattlichen Gebäude sind die Bauernhäuser, alle aus Holz aufgebaut mit gemauertem Erdgeschoß. Und hier fängt das Elend an. In unsern ärmsten Dörfern in der Schweiz haben wir in jedem Hause zwei oder mehrere Zimmer („Stuben“, „Gaden“), bei den Bewohnern des freijüdischen-Thales sind dieselben sozusagen un-

bekannt. Zur ebenen Erde ist der Stall, darüber die Küche und eine Schlafstelle — und das ist Alles, was an Wohnräumen vorhanden ist, und das ist theilweise noch zu viel, wie wir später sehen werden.

Hinter diesen Räumlischen befindet sich die Heubühne, wo Futter- und Getreidevorräthe aufbewahrt werden. „Aber wie wohnen denn die Leute?“ wird man fragen; die Antwort ist kurz: „Im Sommer in der Küche, im Winter im Stall.“ Und so ist es: diese Küche, die oft zugleich Schlafstelle ist, hat kein Kamin nach unsern Vorstellungen; der Rauch nimmt seinen Weg, wo er ihn findet, Fenster sind keine oder kleine, das Licht dringt durch die stets offene Thüre ein.

Im Winter ist der Stall das Eins und Alles: Küche, Schlafkammer, Arbeitsraum neben und mit seiner eigentlichen Bestimmung (ich habe mehrere Gebäude speziell gemustert, weil ich an einen solchen Haushalt nicht glauben konnte und wollte). In diesem Stalle fehlen alle Bequemlichkeiten der Engländer-Ställe; in diesen ist nämlich ein hübscher Einschlager (Geländer) mit einem blanken Tisch und ebenso blanken Bänken ringsherum, wo die Familie — nicht aus Mangel an Wohnräumllichkeiten, sondern der Wärme halber — sehr häufig und Tage lang sich aufhält; ihm fehlt der hölzerne Boden für Menschen und Vieh, ihm fehlt endlich die Sorge für Befestigung der thierischen Auswürfe, ihm fehlen die Fenster.

Es ist also der ganz gewöhnliche, gemauerte Stall in zwei Hälften getheilt, von denen die der Thüre abgekehrte dem Vieh gehört, die andere den Menschen als Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum! Auch letztere also ohne Boden, ohne Fenster. Neben der Thüre steht der Kochherd und hinter demselben ist einfach ein Loch durch die Mauer gebrochen zum Abzug des Rauchs — also auch kein Kamin!

In diesem Raume wohnen: die Familie, der Esel (fast jede Haushaltung hat einen solchen), die Kühe, die Ziegen, die Schafe, die Hunde, die Katzen, die Hühner — letztere halten sich mit Vorliebe in den Kaufen auf, aus denen das Vieh das Heu frisst! Schon diese Menschen- und Thierwelt läßt auf die balsamische Atmosphäre schließen, aber das genügt noch nicht: der Stall wird den Winter über nicht ausgemistet. Auf meine Frage: warum? wurde mir die kurze Antwort: „Wegen der Wärme.“ Physiologisch richtig, hygienisch eine Absurdität!

In Ballons mag eine solche Einrichtung der Häuser wegen des verhältnißmäßig milden Klimas eine Entschuldigungsverdienst finden — die Thüren können offen bleiben, aber auf den oberen Thaltufen, von denen wir reden werden, ist sie — wo keine „Stuben“ sind — geradezu unvernünftig; eine menschliche Gesellschaft, so zusammengepackt während 6—8 Monaten des rauhen Winters, muß nach und nach zu Grunde gehen!

Anmerkung der Redaktion. Um dem Inhalte dieses sehr interessanten Schriftchens, resp. dem Abhange desselben keinen Eintrag zu thun, wollen wir mit dieser kleinen Skizze abbrechen.

Für die Küche.

Kartoffelkloße. Acht große, abgekochte und ausgekühlte Kartoffeln reibt man, schneidet sechs Wenden kleinstückig und röstet die eine Hälfte in Butter, während man die andere Hälfte mit lauwarmen Milch anfeuchtet, hackt zwei mittelgroße Zwiebeln, etwas Petersilie und Schnittlauch und dämpft dies in ein wenig Butter mit zerlassenen Speck, vermischt Alles gut mit den Kartoffeln, gibt noch 250 Gramm Mehl, sechs Eier, etwas Salz und Muskatnuß zu der Masse, macht runde Klöße daraus und kocht sie eine Viertelstunde in Salzwasser.

Mehl-Brei. Von 1 Liter Rahm oder Milch und 6—8 Eßlöffeln Mehl, 125 Gramm Zucker und einer Portion Salz kocht man unter beständigem Umrühren einen dicken Brei, den man mit Zucker und Zimmt bestreut und mit brauner Butter begießt.

Brandteig zu kleinen Krappen, Spritzkuchen, Strauben u. dergl. ½ Liter Rahm, Milch, Wasser oder Weißwein, je nach Belieben, wird zum Kochen gebracht und mit 50 Gramm Butter und ½ Liter feinem Mehl verrührt, bis sich der Teig vom Casserol ablöst. Nimmt man Rahm, so hat man keine Butter hinzuzufügen, nimmt man Wasser oder Wein, so bedarf es auch einer Zuthat von 20—30 Gramm Zucker. Hierauf läßt man den Teig in einer Schüssel auskühlen, legt währenddem 7 Eier in laues Wasser, um sie sanft zu erwärmen, schlägt sie auf und vermischt sie unter fortwährendem Rühren mit der Masse, ebenjo fügt man etwas Salz hinzu und formt dann entweder kleine Krappen daraus, die man in Schmelzbutter bakt, oder man füllt den Teig in eine, vorher in das heiße Schmalz getauchte Spritze und spritzt ihn in die Butter, oder man läßt ihn durch den Straubentrichter hineinfließen.

Kraftsuppe von Gemüse n. 1 Kilogramm Rüben, ½ Kilogramm Zwiebeln, eine große Sellerieknolle, einige Petersilienwurzeln und Chalotten werden in feine Scheiben geschnitten und nebst einem Bündelchen Petersilie, Thymian und Basilikum in ½ Kilogramm Butter hellbraun geschwitz, wonach man 5 Liter Wasser zugießt, dasselbe zum Kochen bringt, abschäumt und noch zwei zerschnittene Kopf-Salathauptchen, 1 Liter nicht zu junge, grüne Erbsen, ebenjoviel frische weiße Bohnen, 30 Gramm Salz, 10 Gramm Pfefferkörner, 2 Blättchen Macis und 2 Nelken hinzu thut, Alles langsam 3 Stunden kochen läßt, die Brühe durchsiebt und aufbewahrt. Von dieser Gemüse-Kraftsuppe nimmt man nach Belieben, um Wasser- und Einbrei zu verbessern, schnell zu verbessern. Sie im Vorrath zu halten, ist sehr angenehm, besonders auf dem Lande, wo es doppelt schätzbar ist, in dringenden Fällen nach dem Nöthigen nicht weit gehen zu müssen.

Hüßliche Recepte.

Die Hände fleißiger Wirthschafterinnen erhalten sich bei folgendem Verfahren sehr geschmeidig: Man wäscht die Hände mit Weizenkleie oder ein wenig Mehl, welches mit etwas soebenem Wasser verduimt wird, und reibt nachher die sorgfältig abgetrockneten Hände mit Vaseline ein, die in jeder Apotheke zu haben ist.

Guten flüssigen Leim bereitet man folgendermaßen: Drei Theile trockenen Leim läßt man einige Stunden im kalten Wasser weichen und schmelzt ihn mit 1 Theil Wasser auf dem Feuer; diesem gibt man ½ Theil gereinigten Holzseig (in der Apotheke zu beziehen) zu und rührt die Masse öfters um, bis sie erkaltet ist.

Weiße und farbige wollene Kleidungsstücke erhalten ihre frühere Frische und Weichheit wieder, wenn man sie in einer Lösung von Sparseife und lauem Wasser gut wäscht und, ohne in gewöhnlichem Wasser nachzuspülen, aufhängt. Bis die Sachen trocken sind, werden sie mehrmals tüchtig und anhaltend in der Luft durchgeschlagen, durchgeschwungen, was das Einlaufen und Hartwerden vollständig verhindert.

Beim Herbenskranken Kind.

O Gott, ich fleh' Dich an aus vollem Herzen, Mach' doch gesund mein krankes Kindlein mir! Gib meinewegen mir dafür die Schmerzen, Ich will Dir danken, danken heiß dafür. Das liebe Kind war meine Augenweide, Vergessen ließ's mich manches Ungemach, Wenn's zu der Mutter allgeröthlichen Freude Verlangend streckt mir seine Händchen nach.

Nun theilnahmslos liegt es in seinem Bette; Es kennt den Vater, kennt die Mutter nicht; — Du lieber Gott, ist's möglich, o so rette, Hand' Heben wieder in sein stark Gesicht! Doch, wie Du willst, es geh' nach Deinem Willen, — Und ruff' Du es, und tann's nicht anders sein, Der Trost mög' uns're Thränen wieder stillen, Es einst zu sehn bei Dir als Engelen.

Herzogenbuchsee, 29. December 1881.

Hiesel Gottwalt.

Kein Herz.

Aus „Sturm und Frieden“, Bilder a. d. Eheleben v. Amelie Bodin.
(Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.)

Orte haben, gleich den Menschen, ihre Geschichte. Mitunter zieht sich das Leben von ihnen zurück, dann überschüttet es sie wieder mit unerwarteten Gaben, zuströmendem Neuen. Sie können sogar sterben. Meist ist es aber nur ein Scheintod, und aus Grabesruhe und Verlassenheit quillt un plötzlich frisches, volleres Dasein hervor. Man könnte ihre Biographie schreiben. Das geschieht auch mitunter, wenn sie der gewaltige Gang der Weltgeschichte im Vorüberstreifen berührt, oder gar einen Augenblick in ihrem Umkreise gerastet hat, aber nur selten finden sie ihren Chronisten. Und doch bergen diese „Stillen im Lande“ mehr eigentümliches Leben, als manche Orte, deren Namen die Fama mit schallender Trompete in die Welt hinausposaunt.

Eine solche durch Natur und Geschick begrenzte Stätte ist der Schauplatz unserer Erzählung. Inmitten eines der schönsten bayerischen Seen liegt eine Insel von so mächtigem Bächenraum, daß sich ihr ganzer Bering im Laufe einer halben Stunde umschreiten läßt. Seit dort vor grauen Zeiten ein Nonnenkloster erbaut worden, dessen erste Abtissin eine Königsstochter war, hat die Fraueninsel manche Wandlung erfahren: Jahrhunderte lang war sie der Mittelpunkt geistlichen Besitzthums, das sich unter der Herrschaft kluger Frauen vielfach mehrte, bis die Ungunst der Zeiten das Erworbene wieder losriß, um endlich im Beginn unferes Säculums die Pforten strenger Claujur völlig zu sprengen — dann, unter raschem Zubringen des Weltlichen, fiel die Insel der fröhlichen Kunst der Maler anheim, der sie als Künstlerherberge ungestört verblieb, bis das kleine Eiland mit dem Anlande des ersten Dampfschiffes in seine letzte Phase trat: ein Ziel für die Touristen zu werden.

Seit jenem Tage wird unter den künstlerischen Stammältesten, welche als erste Pioniere moderner Kultur auf Frauenwörth gewirkt, mancher Stoßseufzer vernehmbar. Noch bewahrt der Ort seine reizvolle Eigenart, aber der köstliche Alleinbesitz hat seine Endigkeit erreicht, und manches deutliche Zeichen verräth den stillen Protest der Malerkunst. Kein lustiger Mummenschanz, keine funkelnden Tollheiten mehr, wie dereinst, als man „unter sich“ gewesen. Während der erste Band der originellen, von den Stiftern gegründeten Chronik in Lied, Bild und Humor der Ausdruck echten Kunstsinnes ist, füllt sich manches Blatt des zweiten mit höchst fragwürdigem Inhalt, und die Wehklage der Gründer ist dazwischen zu lesen. Allerlei fahrendes Volk landet, streift umher und läßt sich sogar mitunter häuslich dort nieder. — So ist der Lauf der Welt.

Es war an einem Septembermorgen des Jahres 1866, in den ersten Tagen des Monats und zu ziemlich früher Stunde, als eine Dame auf den Balkon hinaustrat, welcher die Fronte des neben dem alten Wirtschaftsgebäude stehenden Gasthauses schmückt. Ein junges, schlicht gekleidetes Mädchen folgte ihr eilig mit Sessel und Fußbänken und kehrte dann in das Zimmer zurück, zu dem sie auf einen Wink der Dame die Flügelthür geöffnet ließ. Die schlank Gestalt, welche sich, ohne den Sitz zu benutzen, über die Brüstung des Balkons lehnte, war nicht mehr in der ersten Jugend, doch entschädigte Grazie der Erscheinung für die mangelnde Frische. In der Weise, wie sie sich bewegte, den Kopf wandte und die feinen Hände ruhen ließ, lag große Anmuth. Die sinnenden, etwas müden Augen verweilten einen Moment auf der sonnebeglänzten Wasserfläche und senkten sich dann zu der Lindengruppe nächst dem Hause. Leiser Lufthauch bewegte die Zweige und ließ die Blätterhatten auf dem hellen Boden tanzen.

Die Einsame wandte sich mit schwachem Seufzer von der Landschaft ab, ließ sich im Sessel nieder und blickte in das Zimmer, wo das junge Mädchen aufräumte und das Bett ordnete — eine voll erblühte, stattliche Gestalt mit lebensfrischen Zügen, herrlichem Blondhaar und lachenden Augen. Ihrer Geschäf-

tigkeit zuzuschauen, war ein Vergnügen; jede Bewegung gelang der flinken Sicherheit, welche vollkommene Gesundheit des Körpers und Geistes zu begleiten pflegt.

„Monika!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Reichen Sie mir den Arbeitskorb heraus — danke! Sagen Sie doch, könnte man nachher ein Schiffchen bekommen, um nach Ostad hinüberzuerudern? Der Tag ist so schön!“

„Wenn es dem Fräulein gefällig ist, selbst zu rudern, dann schon. So viel ich weiß, ist das Wirtschaftschiff nicht bestellt.“

Sie schüttelte den Kopf. „Heute nicht. Papa wird mitfahren.“

„Ei, dann könnte ja der Herr Wilhelm rudern.“

Das Fräulein lachte. „Nicht sein Fall, Monika. Der ist wohl auf dem festen Lande überall zu Hause, auf das Wasser versteht er sich aber schlecht. Wir müssen uns schon nach einem richtigen Schiffer umsehen.“

„Das wird schwer halten,“ sagte das junge Mädchen kopfschüttelnd. „Es ist Markttag in Prien; da haben die Leute drüben zu thun. Wenn das Fräulein Gebuld haben mögen, bis ich mit den Zimmern fertig bin, könnte ich nachher laufen und den Vater fragen, ob er Zeit hat, glaub' es aber schwerlich. Vielleicht kann der Bub' fahren.“

„Sind Sie von hier zu Hause?“ fragte das Fräulein überrascht.

„Freilich,“ entgegnete Monika, indem sie, das Staubtuch in der Hand, mit ihrer Beschäftigung fortfuhr; „mein Vater ist ja der Wendelsicher, bei dem der Herr Wilhelm immer das Geräucherte für den Herrn General holt. Dort unten steht unser Haus.“

Des Fräuleins Auge kehrte von der malerischen Häufersgruppe des Strandes zur Sprecherin zurück. „Aber Sie waren nicht immer auf der Insel? — oder doch? Ich meine, Ihre Sprache klingt anders, als die der hiesigen Leute?“

Monika lachte. „Ja, wissen Sie, Fräulein, das hat seine Ursachen. Als ich 12 Jahre alt war und meine heilige Kommunion und die Firmung empfangen hatte, kam ich natürlich aus der Schule und sollte etwas verdienen helfen, denn wir sind eher arm als reich. Da hat meine Mutter, die damals noch lebte, fertig gebracht, daß ich als Spülmädel im Kloster angenommen worden bin, für das Institut, wissen Sie, denn in das eigentliche Kloster darf keine Seele hinein, und kommt auch Niemand heraus, außer den Nonnen, die im Institut Stunden geben. Die haben auf mich Acht gehabt und mich gefragt, ob ich etwas Ordentliches lernen wollte, und weil mir das recht war und auch meinen Leuten, nahmen sie mich alle Nachmittage in die Klasse. Sie haben es gar gut mit mir vorgehabt und gemeint, ich könnte selbst eine Klosterfrau und eine Lehrerin werden, wenn ich groß würde. Das gefiel mir prächtig.“

„Es ist aber Nichts daraus geworden?“ fragte das Fräulein lächelnd.

„Nein!“ entgegnete Monika mit offenem Aufblicke, während ihre herrlichen Zähne zwischen den getrennten Lippen blitzten. „Es ist ja keine Sünde, wenn ich es sage — wissen Sie, Fräulein, ich taugte nicht recht dazu, nicht zum Lernen und auch nicht zur Klosterfrau. Wie ich größer wurde, schauerte mich's bei dem Gedanken, lebenslang immer in dem alten grauen Gemäuer bleiben zu müssen und nie, aber auch gar nie heraus zu dürfen, und dann hab' ich für die Bücher und die Schreiberei auch kein recht's Sitzfleisch gehabt. Wenn ich mich nicht rühren darf und springen und singen, dann plustere ich mich auf wie ein Spag bei Regenwetter. Trotzdem bin ich aber froh, daß ich dort in die Klassen gekommen bin; im Winter, wenn wir hier zwischen Schnee und Eis sitzen, freut's mich und meine Leute, daß ich ihnen Sonntags schöne Geschichten vorlesen und auch daraus mancherlei expliziren kann, so von fremden Ländern und allerlei Sachen, die man nicht weiß, wenn man sie nicht gelernt hat.“

„Und jetzt sind Sie also Zimmermädchen in der Gastwirtschaft?“

„Nicht für gewöhnlich, Fräulein. Nur zur Aus-hilfe, weil die Gustel, die sonst da ist, zu ihrer kranken Mutter fortgemußt hat. Sie war noch nicht lange fort, als Sie mit dem Herrn General bekamen, und bleibt länger aus, als der Wirthin lieb ist. Kommt so etwas vor, dann helfe ich immer aus, und die Wirthin sah' es gern, wenn ich ganz dableibe. Mein Vater will aber nicht, und es ginge auch schwer, denn seit vor zwei Jahren die Mutter gestorben ist, gibt es daheim vollauf für mich zu thun.“

„Nun, wenn Sie heirathen, Monika — und das bleibt wohl nicht lange aus? — dann muß der Vater doch auch zusehen, wie er fertig wird.“

„Heirathen!“ Sie lachte. „Das hat gute Wege. Wer nimmt ein armes Mädchen? Ich frage nichts mit, als Leinwand und ein bißel Hausrath. Das langt nicht. Jetzt sind ja von den ledigen Burtschen ein ganz Theil im Kriege todgeschossen worden. Und dann mag ich auch nicht Zeden, der allenfalls anfragt.“

„Ungefragt wurde also doch?“

Die blauen Augen drückten sich halb zu. „Kein noch so geringes Häfele, es findet doch sein Deckel“, jagte das Mädchen schelmisch, während sie bereits die Thürklinte erfaßte; „paß aber der Deckel nicht, dann gibt es Scherben. — Haben das gnädige Fräulein noch etwas zu befehlen?“

(Fortsetzung folgt.)

Abgerissene Gedanken.

Wenn Du Töchter zu erziehen hast, Mutter, so denke daran, daß das Schicksal sie vielleicht dazu ausersehen hat, die Wägel anderer Mütter zu werden. Werden sie aber Herrinnen — nun, um so besser, so lehrtest Du sie, sich selbst zu bedienen.

Ein arbeitamer Mensch ist niemals ganz unglücklich; die unvedroffene, stille Thätigkeit ist die Brücke, welche über die Abgründe des Glendes führt und welche das Unglück mit dem Glücke verbindet. Zähle Dich daher zu den Bevorzugten, wenn Du auf einen Posten gestellt bist, der Dich zwingt, Dich müde zu arbeiten. Wie glücklich ist Der, dem am Nachgebete die Augen zufallen und der den Schlaf nicht ängstlich jagen muß!

Literatur.

Fräul. Hedwig Zollikofer, Vorleserin des Kindergartens in St. Gallen, hat es in sehr verdienstlicher Weise unternommen, den an der ersten schweizerischen Kindergarten-Verammlung am 1. und 2. August 1881 in St. Gallen gehaltenen Vortrag zur allgemeinen Verbreitung der Deffentlichkeit zu übergeben. Gewiß eine sehr willkommene Gabe für so Viele, welche die Bedeutung und das Weien des Kindergartens (nach Fröbel's Grundrissen geleitet) bis jetzt noch nicht Gelegenheit hatten, kennen zu lernen. Die interessante Schrift: „Die hohe Bedeutung der Jugend-Erziehung nach Fröbel'schen Grundrissen für das vorpulsfähige Alter, wie für Schule und Haus“, ist zu dem minimalen Betrage von 50 Rp. im Verlage von Altwegg-Weber zur „Treuburg“ zu beziehen.

Briefkasten der Redaktion.

Unsern werthen Leserinnen und Lesern, welche uns so zahlreich mit freundlichen Gratulationen überreichten, empfehlen wir auch an dieser Stelle für diese Außerordentlichkeit unsern herzlichsten Dank, verbunden mit besten Gegengewünschen! Es ist diese Anerkennung ein neuer Sporn, auf dem betretenen Wege fortzujahren, um den innern Zusammenhang zwischen der „Schweizer Frauen-Zeitung“ und deren wohlwollenden Leserinnen stets mehr zu befestigen.

Fräul. Ida P. Die gefragte Suppe wird folgendermaßen bereitet: Man schneidet Semmel- oder Weizenbrod in dünne Scheiben von beliebiger Form, taucht sie in zerlassene Butter und bestreut sie mit geriebenem Parmesanfleisch; röstet sie auf einem Blech im Ofen hellbraun und richtet die flare, braune Bouillon darüber an. — Um Käse längere Zeit aufzubewahren, muß man ihn in einen möglichst kühlen, nicht dämpfigen, aber auch nicht zu trockenen Keller stellen, öfter mit Salzwasser abwischen und mit Salz einreiben; am Besten hält er sich in Porzellan- oder Steinbüchsen mit festschließendem Deckel; angeschnitten widelt man selber in ein mit Wein getränktes Tuch. Einen besonders feinen Geschmack erhält er durch Speien mit Fleischtrockenheit. — Unter Schweizerkäse gehört zu den leichtest verdaulichen Käsorten.

Fräul. A. Z. Praktische Feuerunterzunder erhalten Sie bei P. L. Zollikofer zum Waldhorn in Hier. — Dem schlechten Gange Ihres Töchterchens begnügen Sie am liebsten durch das Tragen von rationellem Schuhwerke (einbällige Stiefelchen mit breiten Abgängen. Wenn Ihr Schuhmacher sich weigert, diese zu fertigen, so wenden Sie sich an einen andern.